



Zur Einführung

Der theoretische Diskurs über die Offene Kinder- und Jugendarbeit (OKJA) kann zu Recht als durchaus lebhaft bezeichnet werden. Erinnert werden könnte an die fast schon legendäre Diskussion, die **Hermann Giesecke, C. W. Müller**, v.a. aber auch **Klaus Mollenhauer** in der ersten Hälfte der 1960er Jahren mit den im Bundesjugendring organisierten Jugendverbänden in der Zeitschrift „deutsche jugend“ geführt haben. In den 1970er Jahren stellte dann **Giesecke** seine Theorie der „emanzipatorischen Jugendarbeit“ vor, die **Diethelm Damm** in seinem Konzept der „bedürfnisorientierten Jugendarbeit“ konkretisiert hat. Zeitgleich, in Abgrenzung dazu, wurden **Hellmut Lessings** und **Manfred Liebels** Ideen zu einer „antikapitalistischen Jugendarbeit“ diskutiert. In der Folge standen dann Begriffe wie zum Beispiel „feministische Mädchenarbeit“ oder „Kulturarbeit“ im Mittelpunkt der Theoriediskussion. Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre leiteten dann der kürzlich leider verstorbene **Lothar Böhnisch** und **Richard Münchmeier** einen Paradigmawechsel hin zur „Sozialraumorientierung“ ein, die **Ulrich Deinert** mit seinem Aneignungskonzept für die Jugendarbeit konkretisiert hat. **Albert Scherr** wiederum stellte Mitte der 1990er Jahre sein Konzept der „subjektorientierten Jugendarbeit“ als „emanzipatori-

sche“ Jugendarbeit vor. Einige Jahre bestimmten dann Ideen zur „methodischen Konzeptentwicklung“ und „Selbstevaluation“ bzw. „Qualitätsentwicklung“ die Debatte (z. B. **Ulrich Deinert, Hiltrud v. Spiegel, Reinhard Liebig**), die abgelöst wurden durch die lebhafteste Diskussion über „Bildung“ (z. B. **Burkhard Müller, Werner Lindner, Werner Thole**). Da die OKJA in vielen Bundesländern überwiegend kommunal finanziert wird, war es nur konsequent, dass im Anschluss daran das Thema „Kommunalpolitik“ auf die Tagesordnung gesetzt wurde (**Werner Lindner**). In den vergangenen Jahren konzentrierte sich die Debatte wiederum u. a. auf „Inklusion“ (z. B. **Gunda Voigts**), v.a. aber auf „Partizipation“ (z. B. **Yağmur Mengilli, Benedikt Sturzenhecker, Moritz Schwerthelm**).

Dass diese unterschiedlichen Begriffe jeweils ins Zentrum der Aufmerksamkeit der Jugendarbeit gerieten, war kein Zufall, zumindest häufig wurden sie ihr sozusagen aufgedrängt: Sei es durch gesellschaftliche Entwicklungen, zu denen sie sich verhalten musste, oder durch die periodisch wiederkehrenden politischen „Jugenddebatten“. Um nur zwei Beispiele dafür zu nennen: Hintergrund der sogenannten politischen Konzepte der 1970er Jahre waren sicherlich die in Teilen damals aufmüpfigen jungen Menschen, zunächst Studentinnen

und Studenten, danach auch Schülerinnen und Schüler sowie „Lehrlinge“ sprich junge Menschen, die dabei waren, einen anständigen Beruf zu erlernen. Und es ist wohl kaum zu bestreiten, dass das Thema „Bildung“ ab Mitte der 2000er Jahre plötzlich deshalb wieder Konjunktur hatte, weil die damalige PISA-Studie dem Bildungssystem der BRD ein gerade desaströses Zeugnis ausgestellt hatte. (Kaum ein Jugendlicher hätte sich getraut, damit jemals nach Hause zu gehen, Vater oder Mutter unter die Augen zu treten.) Dabei hatte **Burkhard Müller** bereits Anfang der 1990er Jahre in der „deutschen Jugend“ die Frage gestellt, warum Jugendarbeit eigentlich ihren traditionellen Bildungsanspruch „versteckt“, ohne dass er damit eine nennenswerte Debatte ausgelöst hätte. Dazu war PISA nötig.

Nun ist es nicht verwerflich, wenn Jugendarbeit sich solchen gesellschaftlichen und politischen Debatten stellt. Das Problem scheint uns ein anderes zu sein. Die verschiedenen Diskurse wurden und werden aus unserer Sicht – schlicht gesagt – allzu oft nicht miteinander vermittelt. Wenn sich die Themen der gesellschaftli-

chen und politischen Diskussionen ändern, werden sie zwar nicht überall, aber häufig begraben, tauchen nur noch als – sozusagen – Merkposten in den Konzeptionen auf, mutieren so langsam, aber sicher zu bloßen Containerworten. Niemand weiß eigentlich am Ende noch so genau, was damit gemeint sein könnte.

So gesehen, schien es uns eine reizvolle Idee zu sein, einige Protagonistinnen und Protagonisten dieser Debatten der letzten Jahrzehnte zu fragen, ob sie nicht Zeit und Laune hätten, darüber nachzudenken, was aus den von ihnen zumindest mit angestoßenen Diskussionen in der Praxis der OKJA eigentlich geworden ist. Oder auch, welche Anregungen sie in Hinblick auf eine an ihren Theorieansätzen orientierte Praxis aktuell haben.

Wir bedanken uns bei **Albert Scherr, Ulrike Graff, Ulrich Deinet** und **Christian Reutlinger, Anna-Maria Klapinski** und **Reinhard Liebig, Werner Thole, Werner Lindner** sowie **Yağmur Mengilli** und **Benedikt Sturzenhecker**, dass sie sich mit einem Beitrag für diese Ausgabe der OJA – „Was war, was bleibt? – Theorien zur OKJA“ – beteiligt haben.